

Anmerkungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANMERKUNGEN

ZUR NATIONALEN KUNSTAUSSTELLUNG¹

Indem die ehrgeizigen Talente im Rennen um die Weltachtung Funken stoben, übersahen sie ein wenig die Macht der Stillen und ihres unabsichtlichen Ausbildens der gegebenen Begabung. Denn wie der Lärm der Wortführer nachließ, der Dampf verzog und der Schauplatz übersichtlicher wurde, wunderte sich die Welt etwas, dass da noch welche waren, die im eigenen Bezirke mittlerweile das Schöne in aller Unbeachtetheit gemehrt hatten und nun als voll erfunden werden konnten. So rückten die Überlärmten in den Schein wohlgefälliger Beachtung und unbewegbare Stille begann sich auf jene „Zukünftigen“ zu legen, die nun schon Vorherige genannt werden mussten. Ein kleiner Rechnungsfehler der Welteroberer, aber von welchen Folgen! Der und jener Kompetente in Kunstdingen witterte den Umschwung rasch genug, um schnell noch ein heftiges Kämpflein zu wagen für die im Anzug befindliche Verkantheit, ja auch der Giftpfeil in den Rücken der Abgedankten blieb natürlich nicht aus. Gegen die Folgen des Mitheulens und verwandter Sünden hilft aber kein noch so geschickt erdachtes Versteckspiel. Wehe den Schillernden und Untreuen, sie hinterlassen nach innen nichts und nichts nach aussen.

Es dürfte selbst den Stumpfen bemerkbar werden in unserer nationalen Ausstellung: das Ende der beiden Monster-Einflüsse Cézanne-Van Gogh ist da. Hundertfach gebraucht, gewendet und kaum noch geglaubt, sehen wir die beiden Stilmächte schwinden. Noch liegen viele Talente gefangen in ihrem Banne, oder in einem abgeleiteten minderer Intensität, wie Nolde, Pechstein, Kokoschka, aber das Abnehmen der Wirkung ist unaufhaltbar. Und die Abnahme nährt auch schon ein Zunehmendes: vom andern Ende her wird der neue Koloss ins Rollen gebracht: Ingres. Wenn der ehrgeizige, alte Herr, dessen Ruhm so bedenklich zu bleichen begann, diese nachträgliche Renaissance hätte erahnen dürfen! Was erwirkte das Regime des zäsarisch-pedantischen Klassizisten? Das Verlangen der Ausschweifenden nach Askese, ein mächtiges Zuchtbedürfnis erschöpfter Willen. In unserer Ausstellung ist es erst ein Einzelner, der Ingres agiert: Robert, aber so sicher wie einer Wirkung in Paris und München die gemilderte Nachwirkung in unsern Landen folgen muss, werden wir im nächsten Jahre ein Dutzend Ingristen haben. So harrt ein Heer mittlerer Talente immer wieder auf die Überwältigung durch einen fremden Willen und das heißt dann: wir kämpfen um einen neuen Stil.

Bei solchem Auf- und Abwogen nicht sehr reiner Strömungen berührt den Nachdenklichen die Begegnung mit einem makellos-dursichtigen Meister tröstlich, dessen Bildchen so seltsam abliegend blinzeln und scheinen. In aller Unwirtlichkeit der Zeit und Versumpfteit der Willen ging der Märchenbildner Kreidolf unbeirrt und makellos sein silberfeines Weglein. Wer von den führenden Schweizerkünstlern darf sich aber der Makellosigkeit rühmen, wo sind die Talente, die nicht arg verpanscht mit fremden Einflüssen vor uns auftraten all die Jahre her?

Wie ging es doch? Ein instinktives Verwischen der Grenzen des eigenen Ich mit dem guten Grunde, nicht übersichtlich zu werden. Doch dieses Spiel hat seine Gefahr und seinen Schaden, quod exempla demonstrant. Eine Zeitlang fesselt das Flackern und Blenden, aber der innere Mangel führt doch einmal zur Katastrophe. Wer die Zeichen zu lesen weiß, für den hat sich diese ja auch zur Hauptsache schon abgespielt. Vielleicht, dass die Verfinsterung des einfachen Sehens, Denkens, Fühlens in der Kunst der letzten Jahre einen unerträglichen Punkt erreichen musste, um den neuen, unverwelklichen Willen erstehen zu lassen, und die Besten für ihn zu bereiten. Die Heimkehr aus der Verwelschung, Verfremdung lässt sich ja gerade an den Besten unserer Künstler sehen. Von Amiet und Huber geht ein immer zunehmender Wille zur Tüchtigkeit aus. Ebenso von Pellegrini oder Surbek.

Bei Huber liegt der Beginn der Wende schon ziemlich weit zurück. Sein stetig zunehmendes Studium, sein Mühen und Beharren seither bilden ein machtvolles Beispiel. Zu dem Volklich-Vegetativen, in das er sich mit heißem Eifer warf, hat er langsam eine Klassik der Form gefunden, die ihn in seiner Domäne mächtig erhob. Die Hubersche „Tumbheit“ strömt ein Maß von Kraft und Sympathie aus, das imstande sein wird, ein neues Stilgefühl bilden zu helfen. Daneben scheint mir der Mangel an Erfindung, am Genie der Weite und Vielfältigkeit beinahe nebensächlich. Was Not tut ist gerade Begrenzung und ein Aufarbeiten von Grund aus.

Die gewisse Unbehilflichkeit wird Huber vielleicht etwas voreilig als Tiefe ausgelegt, gerade gegenüber Amiet, dessen Genie so offensichtlich mit Können und sinnlichen Mitteln zaubert. Amiet hat etwas von der Grelle des schönen Wetters und dessen ungebrochener Rohheit, so dass spekulative Gemüter nicht viel anzufangen wissen mit ihm und etwas froissiert beiseite treten. Welches Glück aber, dass einer da ist, der die Schwachnervigen mit grellem Leben schreckt! Woran ein anderer Schaden litte, das darf Amiet sich ungestraft leisten, seine Vitalität hält es aus.

Hubers entscheidender Zauber rührt gerade von der Verwurzelung in der Mühseligkeit und im Leiden des Menschen, daraus kommt das Gran Heiligkeit in seine Pflanzen und Geschöpfe.

Dass auch Pellegrini nun eine Wandlung zur Tüchtigkeit aus einem allmählich etwas verwaschenen Internationalismus heraus erfahren hat, belegen die beiden schönen Bildnisse in der Ausstellung. Die spezifisch kühlen Harmonien sind geblieben, auch das pessimistische Air, aber der Grund ist fester gewirkt. Der Reiz ist nun erworbener und deshalb dauerhafter. Ein Charakter wie Huber ist Pellegrini kaum, dazu ist er von Natur zu sehr dem Dekorativen verfallen. Die Mühelosigkeit des Könnens lässt sein seelisches Gewicht (vielleicht zu Unrecht) leichter erscheinen.

Auch an andern Künstlern ließe sich eine ähnliche Wandlung feststellen. Amiets Bernerin, die die Stirn des großen Saales krönt und in ihrer offensichtlichen Strenge der Durcharbeitung quasi ein Programm bedeutet, scheint mir allerdings noch eine etwas dürftige Frucht des neuen Strebens zu sein. Da erregt sein Porträt rascheren Pulsschlag.

MAX BILLETER

ZU DEN GEDICHTEN GUSTAV BILLETERS

Wenn man den Namen eines Gelehrten, den man bislang nur mit ehrfürchtigen Blicken unter bedeutenden Titeln gestrenger Werke der Wissenschaft gelesen hatte, plötzlich auf einem schmalen Bändchen Gedichte entdeckt, dann blitzt sicher durch die Entdeckerfreude ein Kreuzfeuer von Zweifeln und lächelnden Bosheiten. Gelehrtenpoesie! Man ist rasch mit Beispielen bei der Hand, die ja die pädagogische Provinz der Schweiz in Fülle zu liefern vermag. Von Haller bis Burckhardt! Das deutsche Pfarrhaus, das schweizerische Schulhaus! Man glaubt Erfahrungen zu haben und zeigt sie in einem alles entwaffnenden Lächeln.

Wer so gestimmt die kleine Sammlung von Gedichten Gustav Billeters aufschlägt, um hinter Philomele die athenische Eule listig aufzuscheuchen, der wird die Überraschung erleben, dass ihn seine philologische Spürlust unversehens schon auf der ersten Seite verlässt, so seltsam betroffen wird er sein von dem beschwingten Tonfall einer männlich gehobenen dichterischen Stimme. Einer Stimme lebendig drängenden Fragens und Zweifelns, sinnvollen Deutens, bald ahndevoll schauernd, bald festlich staunend, voll froher Gehobenheit, hell fordernd, mitunter aber voll verholten liebkosender Zartheit. Ein generöses, heiteres Herz, ein freies Auge, das weltoffen die weitesten Gefilde des Lebens und Denkens kühn zusammenschaut, haben hier der Sprache zum Vers verholten, zu einem bunten Spiele beflügelter Gedanken.

Der Titel des Bändchens — *Deutung*¹⁾ — weist darauf hin, dass die Gedichte ihren Ursprung aus dem denkenden Schauen genommen; sind sie auch nicht aus dem Urschoße der Musik geboren, so ist die Musik doch an ihrer Wiege gestanden.

Im Betrachten der Sternenwelten, heißt es, werde dem Auge der Blick des Weisen. Kinder und Weise lieben die Sterne. Das Kind schauert voll Entzücken in seinem Liedchen über „die ganze große Zahl“, die nur Gott der Herr gezählet, sind es nicht wieder Zahl und Gesetz, Grenze und Unendlichkeit, welche den Weisen mit den Schauern des Erkenntnisdranges erfüllen? Immer wieder ist es der kühle Glanz der Sterngefilde, der in den Gedichten Gustav Billeters den Geist magisch lockt, das „Ingesicht der Dinge“ zu deuten.

O Sternengarten, Anblick voller Milde,
O edle Pracht, aus Licht in Nacht gewebt,
In ferner Reinheit goldnes Traumgebilde,
Das eingetaucht in Glanz und Schimmer schwebt.

Zwei zyklische Gedichtfolgen: „Nächtliche Betrachtung“ und „Spiegel des Ostens“ geben der Sammlung das innere Schwergewicht. „Nächtliche Betrachtung“ ist ein philosophischer Monolog, sieben Stationen eines lebendig entfesselten Erkenntnisdranges. Wenn auch nach leidenschaftlichem Hochflug des Geistes, nach kühnem Ansturm und Niedersturz, nach Einklang und Zwiespalt, nach dramatischem Ringen, bei dem jedem Wort ein Widerwort antwortet, der harte Ruf ertönt: „Zu schlichten diesen Streit verzichte.“ so wächst dennoch aus dem leidenden Erkennen, dass wir nichts wissen *können* um so mächtiger das männliche frohe Bekenntnis zur Tat:

¹⁾ Verlag Rascher & Cie. A.-G., Verlag, Zürich, Leipzig und Stuttgart 1925.

Die Tat ist alles, mehr vermagst du nicht,
Die rüst'ge Tat, die, was es sei, gestaltet,
Dem Bruder hilft in schöner Leidenschaft,
Die eingebornen Kräfte reich entfaltet,
Und eine neue Welt, die unsre, schafft.

Die dichterische Kontemplation führt zum leidenschaftlichen Preis der *vita activa*. Die Sprache ist edel rhetorisch, gefüllt, ohne Überfrachtung, selten nur erlahmt der metallisch federnde Rhythmus: („Wie weit du treibest Messen auch und Zählen“; „Und die du fühlst in dir, die Kraft des Strebens . . .“). Ist auch der Gedanke nicht immer zu innerst dem Worte verschmolzen, so doch immer kunstsinnig in Worte geprägt.

Geht der Flug „spähender Gedanken“ in der „Nächtlichen Betrachtung“ in das „geahnte Land Unendlichkeit“, so schweift der sinnende Blick im zweiten Zyklus: „Spiegel des Ostens“ über irdisches Menschenland. Der Geist des Ostens wird dem Geist des Nordens gegenübergestellt. Spürbarer Erlebnisgehalt gibt den Versen sinnliche Fülle und hält sie jeder Abstraktion ferne. In der Evokation der zarten Bilder schlichten östlichen Menschentums sind fast reine lyrische Gebilde entstanden.

In' Demut stolz, hartwillig und doch weich,
Der Taube gleich, doch klug und undurchdringlich,
So redet Asiens Seele rätselreich.

In der freieren Form der Terzinen nimmt die Sprache die Fracht der Gedanken und Bilder williger in ihren Schoß; keine Stauung hemmt den schönen Fluss. Fester wieder und gehämmerter schreitet der Vers, wenn der Geist des kühlen Nordens, des Bändigers und Erforschers von Erde und Natur in seinem unermüdlichen Wirkungsdrange beschworen wird. Die Prägungen sind von lapidarer Kraft, sentenzenhaft, die Fügungen sind nicht mehr zu lösen. In der Schlussterzine wird der Seele des Ostens die schöne Inschrift gemeißelt:

Ein Mut, der abwirft letzter Satzung Bürde,
Die Kraft, die starren Selbstes Panzer bricht,
Gebeugter Stolz vor jeder Seele Würde.

Eine schöne Novemberelegie in saphischen Strophen von edler Fügung, eine sanfte Grundtrauer des Herzens anschlagend und eine Paraphrase eines Shakespeare-Wortes, bei der die einprägsamen Bilder mit der vorwiegend intellektuellen Haltung zu versöhnen vermögen, seien noch hervorgehoben. Im ganzen gewähren die Gedichte Gustav Billeteres das frohe Gefühl, den Pulsschlag eines großmütigen, männlichen Herzens vernommen und die weite reine Luft eines kühnen Denkens geatmet zu haben. Kaum aber aus dem Ohre fallen werden einem je wieder jene wenigen seltenen Klänge einer Zartheit, die nur aus starken Herzen kommen.

WALTHER MEIER

VÖLKERKUNDLICHE EINBLICKE

Der europäische Mensch begreift, dass er zu lange unter der Vormundschaft antiker historischer Gegebenheiten stand. Saß er in seinen Mietskasernen, so genügte es, wenn er sich an Gewährsmänner hielt, die als Philologen, Übersetzer, Advokaten-Spitzel, kirchliche Pamphletisten ihm weltkundige Winke zu erteilen meinten. Ein authentisches Schriftstück blieb wichtiger als das Leben. Er glaubte, ohne Schaden die Abstinenz vom Weltkonzern hinnehmen zu können. Gegen diese geistige Monogamie protestierte schon der humane Voltaire in seinem *Essai sur les mœurs*. Das Kruzifix europäischer Bildung musste vor dem Expansionsdrang schließlich weichen. Der Aberglaube unserer örtlichen Zivilisation wurde zu durchsichtig, als man die geographische Larve den anderen Kontinenten abnahm und so setzte für uns mit der temperamentvollen Arbeit der Ethnographen eine neue Periode der Aufklärung ein. Hippolyte Taines Wort: „l'histoire est une religion nouvelle“ bekam ein tieferes Fundament, eine ernstere Version. Bis dahin existierte unsere rühmliche Weltgeschichte doch nur als eine Angelegenheit von Nationalpoeten des Mittelmeeres. Verließ man einstmals die Schule (und Universität), so war unser abendländischer Leib gespickt mit den Daten völkischer Kampfahne und Henker, verharnte also im Stadium eines intellektuellen Mestizen als bescheidener Prostituiert mittelalterlicher Erziehung. Das Europäerblut ahnte kaum das Vorhandensein der monumentalen Kulturen der Andersfarbigen.

Das heißt mit anderen Worten: unsere reichhaltigen Völkerkunde-Museen haben ihre Existenzberechtigung. Dort lebt das aktive Bewusstsein der Geschichte, ihr Lebenswille und ihr Schauspiel. Nur eine engherzig höfische Ernüchterung konnte ihren Wert herabmindern, die nur eine einseitige Mentalität für ästhetische Galerien (und Galanterien) aufbrachte, aber die Vitalität, das Schicksal der anderen Rassen nicht verspüren wollte. Völkerkunde-Museen? Sie waren die Rodias unter den übrigen Museen. Das Panoptikum der Tamilen, Afghanen, Indianer, Bantu oder Eskimo interessierte kaum. Erst der Abenteuer-Roman mit seinem teppichweichen Opiumkitsch, zweifelhafte Arkansas-Räubereien verhalfen dem Durchschnittsmenschen zu seinem exotischen Appetit. Dass Deutschland indessen den genialen Völker-Analysten Adolf Bastian besaß, wer von den Kulturforschern wusste das? Endlich sah man ein, dass ein afrikanischer König, ein indianischer Mediziner sich neben Artaxerxes halten kann, dass neben Grimm die Kosmogonien der Irokesen, dass neben unseren religiösen Kunstgriffen Mana, Manitu und Orenda leben können. Heute nun holt jeder besserer Kino-Regisseur seine heimlichen Triumphe aus ethnographischen Raritäten. Und der moderne Künstler hat die Stilbildungen der primitiven Völker mit Findigkeit in seine schöpferische Gemeinschaft mit hinübergerettet. Die geheimen Kraftlinien der Kulturen liegen ausgebreitet vor uns; die grausam schönen Autogramme fremder Geister schaffen eine neue Wirklichkeit und Wahrheit. Wir leben in der Kontaktzone der Völkeratome, die uns erst jetzt zu echten Fürsprechern der Toleranz stempelt. Leo Frobenius zerstörte die Edelpatina der angeblich geschichtslosen Naturvölker und zeigte den

eigentümlichen historischen Werdegang des Afrikaners. Das Wunder, das Leo Frobenius in der Völker-Optik vollzog, kommt der Tat eines Einstein gleich; er raubte dem Europäer das Privilegium kultureller Staffellung und stellte im Sudan und am Kongo genealogische Reihen auf. Und Walter Lehmann konstruiert für Alt-Mexiko eine Zeittafel. In solche Gesamtaspekte, unter Ausschluss der europäisch-asiatischen Domäne, führt das instruktive Buch von Max Schmidt ein. Seine *Völkerkunde*¹⁾ bietet exakte systematische Wissenschaft; sie interpretiert nicht die verschiedenen regionalen Zivilisationswerte, wie man dies vielleicht in einer persönlicheren Formung wünschen möchte, sondern unterstreicht den naturwissenschaftlichen Charakter der Ethnologie. Ob man diese Auffassung hinzunehmen hat, bleibe dahingestellt. Da weniger die Prozesse geschildert werden als die objektiven Tatsachen, mit besonderer Vorliebe die materielle Wirtschaftskultur, macht sich eine gewisse nüchterne Gelassenheit bemerkbar. Als Lern- und Lehrbuch leistet die Publikation jedoch ausgezeichnete Dienste, wobei nur zu bedauern ist, dass den indonesischen Verhältnissen nicht eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der ungemein verdienstvolle Südeeforscher Augustin Krämer widmet dem ehemals deutschen Neu-Mecklenburg eine vortreffliche Studie von hoher Originalität. In den Malangganen von Tombara²⁾ reckt sich die imposante Physiognomie religiöser Urmächte empor. Pubertätsriten, Fruchtbarkeitszauber und Totenkult, Mythos und Dämonen geben sich ein Rendez-vous. Erstmalig wird die erregende skulpturale Welt der Malanggane, der Uli-Figuren und Regenmacher gestalten publiziert. Nicht nur eine eigenwillige Kurve der völkerkundlichen Disziplin steigt hier gigantisch auf, sondern weltanschauliche Ausdruckselemente gären aus einem manistisch-totemistischen Dickicht lustvoll, formenbildnerisch auf. Eine spezialistische Darstellung, die nicht in Verengung mündet, sondern die magischen Lebenstendenzen der primitiven Menschheit kühn enthüllt. Dem geschäftigen Betrieb unserer exotischen Kunstliteratur entging bisher diese Bewusstseins-ebene rassischen Ausnahmezustandes. So ist dieses Buch eine tolle berauschende Sinfonie härtester Figuren-Visionen. Neben diesem Leiber-gewimmel wirkt der Afrikaner klassisch ruhig. Findet man aber den Weg zu diesen Dingen, so erkennt man deutlich, dass nicht die Maßlosigkeit der Launen-Menschen dahinter faucht, es schafft der geistige Arbeitsturgor stiller Urwald-gläubiger. Es mag hier noch auf den wertvollen Orbis-Pictus-Band *Nordwest-Amerikanische Indianerkunst*³⁾ von Leonhard Adam hingewiesen werden. Neben der soliden Kennerschaft des Autors fasziniert der Kunstsinn der Haida, Tlinkit, Kwakiutl, jener Küstenindianer, deren Gestaltungswille das präziseste und sauberste Format im amerikanischen Gebaren eindringlich hinstellt. Wo unter gewissenhafter rationalistischer Zucht eine Magik im Ornament und in der Plastik beschworen wird, die einen neuen mythischen Weltsinn klarlegt, die in ihrer Versunkenheit und Reinheit manches europäisches Mirakel zur Platitüde herabzieht. Diese reife Kunst wird zum monumentalen Monolog der

¹⁾ Ullstein, Berlin.

²⁾ Georg Müller, München.

³⁾ Wasmuth, Berlin.

Geschichte. Im Katechismus menschlicher Gedankenfülle steht jenes kultivierte Barbarentum in einsamer Grösse.

Nicht aus Opposition schätzt man derartige Phänomene, nicht aus ästhetischer Profitsucht, nicht weil künstlerische Programme darin anarchisch zum Ausdruck kommen, sondern weil der kulturführende Mensch aller Nationen exterritorial ist. Er kennt das Bollwerk der Blockade nicht. Die illegitimen Zivilisationen reizen ihn. Er ist der geistige Annexionist aller geistigen Erdschätze. Der Ideologe, der Praktiker, der Techniker, der Hanseate und der Yankee sind Missionare der Société des Nations, nicht nur der Wirtschaftsmensch, dessen Tätigkeitsaffekt wohl als erster die Mischehe unter den verschiedenen Breitegraden anbahnte. Wir verblichen sonst als matte Einzelkomponente im Kräftefeld des Weltgefüges. Mexiko liegt heute neben Byzanz. Das heisst aber nicht ein Wollüstling, ein Kurpfuscher der Normalisierung sein. Der Einsichtige weiß, es spitzt sich die Rassenproblematik auf eine Typenfrage zu. Eine gesinnungstüchtige Arbeit wie die *Gedanken zur Rassenpsychologie*¹⁾ von Kurt Hildebrandt fesselt heute nur noch als Ethos, die Versackungstendenz der morphologischen Anthropologie wird zu deutlich. Seit Herodot weicht man hier dem funktionalen Prinzip aus. Die Schädel-Index-Rassenpaffen sind die letzten chauvinistischen libertins. Robert Müller imponiert als erster anthropologischer Energetiker, neben den pseudowissenschaftlichen nationalistischen Giftmischern wäre er berufen gewesen, uns eine Spektral-Analyse der Völker-Instinkte zu schenken (wundervolle Ansätze in seinem gedankenreichen Buch: *Rassen, Städte, Physiognomien*.²⁾ Es kommt auf die objektive Welt der Energien, auf die Modifikationen der Urideen an. Die Leistung der Messer- und Gabelethnographen (Leo Frobenius spricht einmal so) hat ihre Schuldigkeit getan. Der forschende Psycholog steht nun als Detektiv mit Schamanenlist in den entlegensten Korridoren des Völkerstrudels. Die geographischen Lageverhältnisse, sowie unser Zeitsystem, sie sind erkenntnispraktisch eliminiert. Geht das Blickfeld in ein außereuropäisches Panorama so ist damit die Angriffslust für die Reformation unseres Erdteils nicht geschwunden.

RUDOLF UTZINGER

¹⁾ Püttmann, Stuttgart.

²⁾ Erich Reiss, Berlin.